

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (2002-2003)

Artikel: Imaginär und dennoch real : die neue Mitte und die sich zersetzenden Unterschiede von High und Low. Ein Gespräch mit dem Architektursoziologen Werner Sewing
Autor: Neitzke, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wissenschaftszentrum für Sozialforschung, Berlin, 1984–1988,
Architekten: James Stirling und Michael Wilford
In einem soziologischen Experiment gelang die Synthese von High und Low
Foto: Constanze Lohbeck



Imaginär und dennoch real Die neue Mitte und die sich zersetzenden Unterschiede von High und Low

Ein Gespräch mit dem Architektursoziologen Werner Sewing

In Ihrem Aufsatz *No more Learning from Las Vegas* (erschieden in ARCH+ 162, Herbst 2002) thematisieren Sie mehrfach das Verhältnis von kulturellen Mustern und gesellschaftlichem Rang beziehungsweise sozialer Rolle. Sie sagen, daß High Culture und Popular oder Low Culture nach wie vor unvereinbar scheinen. Um das Spiel zwischen High und Low zu ermöglichen, müßten die Sphären von High und Low, E und U als eigenständige Kulturen vital bleiben und sich ständig regenerieren. Dann aber sagen Sie, in der Mode des Lebensstil-Synkretismus seien die Berührungsgänge von High und Low aufgehoben. Umberto Eco habe bereits in den sechziger Jahren darauf hingewiesen, daß der ästhetischen und kulturellen Unterscheidung zwischen High und Low keineswegs zwingend eine soziale Distinktion entspreche. Nicht nur die amerikanische Kultursoziologie beobachte in den gehobenen Schichten eine Melange kultureller Muster, man spreche von kumulativem Kulturkonsum – eine Tendenz, die von einer breiten neuen Mittelschicht sozial und kulturell getragen werde. Die Hauptgefahr, sagen Sie, bestehe nicht darin, zwischen High und Low zerrieben zu werden, sondern eher darin, daß sich diese Unterscheidung sozial längst in Auflösung befinde.

Keine Selbstkritik des kulturellen Dünkels ändert etwas daran, daß die sozialen Grenzen zwischen High und Low wirklich durchlässig würden. Was High und was Low sei beziehungsweise was beides unterscheidet, beantwortet nach wie vor der klassifizierende und bewertende Blick *von oben*. Zwischen verschiedenen Lebensstilen wählen zu können, hat bekanntlich nicht jeder, und Berührungsgänge von High und Low aufheben zu können, ist noch immer ein soziales Privileg. Zugleich hat auf allen Feldern auch der sogenannten Hochkultur *der Markt* und vor allem die Werbung das Einreißen der einmal zäh verteidigten Klassenschranken bewirkt. Aber es bedarf dennoch bestimmter Signale, Zeichen, räumlicher Stimmungen, damit die „höheren Klassen“ unter sich bleiben. Die bei der sogenannten klassischen Musik (vorgeblich E) herrschenden Gebrauchs- und Verbrauchsformen schließen die sogenannte Avantgarde (ihrerseits Teil von E) nicht ein. Diese spielt im überwiegend abonnementgestützten Konzertbetrieb und im CD-Markt nach wie vor eine höchst marginale Rolle.

Wo und wie befindet sich – nicht allein begrenzt auf das Feld der Architektur – die Unterscheidung zwischen High und Low sozial in Auflösung? Und wenn dem so ist: Warum bezeichnen Sie diese Tendenz als Gefahr? Und worin bestünde sie?

Werner Sewing: Beginnen wir mit der letzte Frage. Die Neomoderne lebt von ihrer Privilegierung als Teil der Hochkultur. Dieses Privileg ist gefährdet. Teile der Wissenseliten und Kulturträger kündigen – häufig unter Verweis auf den angeblichen Volkswillen – den Elitenkonsens darüber auf, daß moderne Architektur wie Kunst als Teile der Hochkultur zu fördern seien. Dieser Konsens war im-

mer brüchig. Moderne Architektur war als Herrschaftsarchitektur ohnehin nie so recht erfolgreich, auch nicht auf ihrem Siegeszug als International Style, ganz zu schweigen von ihrer eher marginalen, dafür um so spektakuläreren Rolle in den als heroisch verklärten zwanziger Jahren. Es spricht vieles dafür, daß mit dem Traditionsbruch in den zwanziger Jahren die Tendenzen der Moderne, die wir verkürzt als Avantgarden bezeichnen können, nicht nur beim Bildungsbürgertum, sondern wohl auch bei der Arbeiterklasse auf Unverständnis und Verweigerung stießen.

Die klassische Herrschaftsarchitektur in der Tradition der Beaux-Arts hingegen erfreute sich klassenübergreifender Zustimmung. Der Erfolg, das Geheimnis der Herrschaftsarchitektur bestand ja gerade nicht im Ausschluß des „niedereren Volkes“, des „Gemeinen Manns“, des Untertans, der Volksmassen, sondern in deren Indienstnahme als Statisten, die als Akteure auch ihre Sehnsüchte ins Spiel der Herrschenden projizieren durften. Gerade die heutigen Monarchien bedienen noch diese Dialektik von Volk und Herrschaft, die in der aktuellen Populismusdiskussion noch nicht verstanden ist. Antje Vollmers Sehnsucht nach dem barocken Schloß in Berlin ist auch die nach einer emotionalen und fraglosen Selbstverständlichkeit von Autorität, wie sie etwa in der Trauer nach Dianas Tod epidemieartig nicht nur England, sondern auch große Teile der globalen Medienwelt befiel.

Der emphatische linke Diskurs über das idealisierte Volk („Power to the People“) hatte immer Schwierigkeiten mit dieser historisch so wirkungsvollen konservativen Symbiose von Elite und Masse. Die bauliche Manifestation dieser lustvollen, fast erotischen Einbindung der Massen in die neotraditionale Moderne des bürgerlichen Zeitalters in dessen geheimer Hauptstadt Paris gelang ironischerweise dem kaiserlichen Polizeipräfekten, dem Baron Haussmann. Über Daniel Burnham, Albert Speer und Hermann Henselmann bis hin zur heute gültigen städtebaulichen Lehre der „Europäischen Stadt“, zu schweigen von ganzen Touristengenerationen, ist dies das Erfolgsmodell einer Synthese von hochkultureller Dominanz und Populismus.

Als die von der Hochkultur im zwanzigsten Jahrhundert so lange verfemte und nur von schmalen Segmenten der kulturellen Eliten angenommene Moderne nach 1945 als Internationaler Stil von den USA aus ihren Siegeszug antrat, konnte sie dies auch nur als nun endlich anerkannter Teil der dominanten Kultur, der demokratisch erscheinenden Corporate Culture eines auf Massenkonsum gegründeten Kapitalismus. Hier setzt meine Behauptung einer Gefahr der Auflösung von High und Low an. Trotz der kurzzeitigen Suggestion einer Überwindung des Gegensatzes von High und Low in den zwanziger Jahren verdankte sich die kulturelle Hegemonie der

Moderne ihrer Integration in die Hochkultur: Ihr sozialer Ort waren die Akademien, die Eliteuniversitäten, die Museen.

Nicht zu reden von den breiten publizistischen Aktivitäten, die dem Neuen Bauen einen Rang gaben, den sie in der Zwischenkriegszeit im Stadtbild und ökonomisch selten besaßen.

Die Moderne war nicht erst nach 1945 ein publizistisches und mediales Unternehmen. Gefördert wurde dessen kulturelle Hegemonie durch großbürgerliche Bauherren, Großunternehmen und staatliche Institutionen. Das Lever-Haus in New York oder das UNO-Gebäude waren Referenzbauten einer neuen Hochkultur im Zeichen der Moderne. Spätestens in den sechziger Jahren jedoch wurde deutlich, daß diese institutionelle Verankerung nicht ausreichte, um die nachlassende gesellschaftliche Akzeptanz zu kompensieren, die im Eigenheimbau aber auch im Tourismus, später in der Postmoderne sich zeigte.

Bereits die Postmoderne bezog ihren Schwung auch aus der stillschweigenden Übereinstimmung von High und Low, von Museumsdirektor und Häuslebauer, die den traditionellen Nexus von oben und unten in einer geteilten Idee von Schönheit, von Harmonie und historischem Kanon wiederherstellen wollten. Die Versicherungen der postmodernen Philosophie, die neue Welt der Simulakren befinde sich *nicht* in der Tradition konservativer Kultur, jetzt gehe man spielerisch, pluralistisch und referenzlos mit traditionellen Formen um, war zumindest voreilig. Es scheint, als hätten die traditionellen Bilder von Harmonie und Hierarchie nur antizipiert, was sich jetzt auch wieder im politischen Feld artikuliert.

Die etablierte Architektur einer mittlerweile globalisierten Neoavantgarde, die seit den achtziger Jahren die postmodernen Geister aus den Akademien vertrieben hatte, übersah die ungebrochene Kontinuität dieser anscheinend unzeitgemäßen Postmoderne, die ihre populistische Basis aber ebensowenig verloren hatte wie ihre Protagonisten in den kulturellen Eliten. Zugleich versäumte es die Neoavantgarde, sich eines neuen gesellschaftlichen Konsenses zu vergewissern. In der Konsenskultur der „neuen Mitte“ konnte dies nicht ohne Folgen bleiben.

So sehr es stimmt, daß avantgardistische Kunst und Architektur im Feld der Hochkultur nur als marginale geduldet werden, so sehr stimmt es auch, daß es gerade diese Duldung ist, die vor allem für die Architektur den Verzicht auf soziale Akzeptanz ermöglichte und eine relativ üppige Baukultur unter dem Vorzeichen der Neomodernie ermöglichte. Nicht nur in Deutschland werden ja Baukultur und Staat in einem Atemzug genannt. Dies ist vielleicht der eigentliche Schock, der in der Zeitschrift ARCH+ jetzt zu einem Heft zum Thema Populismus geführt hat: die Erkenntnis, daß selbst das Architekturparadies der Niederlande weniger von einer kulturell offe-

nen Gesellschaft getragen als von einem alimentierenden Staat für dessen nationales Branding gepusht wurde. In Holland hat die konservativ-populistische Regierung die Fiktion des Konsenses zerstört. Die Moderne ist heute mehr denn je auf das Funktionieren des institutionellen Rahmens einer Hochkultur angewiesen. Bricht dieser Rahmen weg, so tritt die Gefahr ein, von der ich anfangs gesprochen habe: daß große Segmente der Hochkultur nicht nur keine Rückendeckung für das Anliegen einer zukunftsorientierten Architektur und Stadtvision geben, sondern offen ein Zurück zur Tradition fordern. Der Verweis auf das Volk ist dabei aber nur Rhetorik. Es geht eher um eine Elitenkonkurrenz.

So waren es in der Berliner Schloßdebatte führende Vertreter hochkultureller Institutionen – der Stiftung preußischer Kulturbesitz, der Humboldt-Universität und der Berliner Museen im Verbund mit einer parteiübergreifenden Koalition aus Politikern –, die den Wiederaufbau des Schlosses gegen das Votum der Fachvertreter aus Architektur, Kunstgeschichte und Denkmalpflege forcierten. Aber selbst von diesen sind einige im Lager der Restaurateure. Populismus läßt sich das kaum nennen.

In Ihrem Aufsatz fragen Sie zu Recht, was denn – wie in Holland – ein politischer Rechtsrutsch mit Architektur zu tun habe. Ich sehe allerdings einen grundlegenden Zusammenhang zwischen dem überall zu beobachtenden Trend zur Konvention, der – übrigens nicht allein in Deutschland, vor allem in Berlin – als Konsequenz aus dem angeblichen Scheitern der Architekturmoderne propagiert wird, und der ubiquitären Durchsetzung des Marktes. Die ideologische Demontage der Moderne und die Durchsetzung einer gegenmodern gewandeten Architektur liegen nicht nur auf derselben Linie, sie gehorchen in bezug auf den Markt auch demselben Programm. Für den Markterfolg entscheidend ist zunächst ja nicht, ob eine Ware high oder low ist, avancierte Stilgebärde oder Kitsch, sondern ob sie die Umsatzerwartungen erfüllt. Wenn, wie Sie schreiben, von den USA bis ins neue Rußland überall historisierende, monumentalisierende und pittoreske Theaterkulissen das Stadtbild beherrschen, dann weil sich herausstellt, daß sie offensichtlich das erfolgreichere Umsatzszenario liefern. Und nicht zuletzt, weil sie wenigstens oberflächlich die Sehnsucht nach Orientierung, Überschaubarkeit und Verlässlichkeit bebildern, selbst wenn die politische „Großwetterlage“ Tag für Tag das Gegenteil signalisiert. „Populismus“ wäre, so verstanden, auch mit Markttauglichkeit zu übersetzen.

Eher nicht. Populismus galt als Bewegung kleinbürgerlicher Modernisierungsverlierer, von verarmenden und desorientierten Unterschichten und neuerdings von Resten autoritärer Arbeiterkulturen, die sich von der an einer „neuen Mitte“ orientierten Sozialdemokratie nicht mehr vertreten fühlen. Populismus als politischer Be-

griff unterstellt also auch noch eine klare *soziale* Unterscheidung zwischen oben und unten, und eine *kulturelle* von High und Low. In Marktkategorien hieße das, Populismus bediene kulturell ein niedriges Marktsegment. Nur ist der „Verrat“ hochkultureller Führungseliten an der modernen Kunst und Architektur mit dem Wort Populismus nicht zu fassen. Wenn deutsche Professoren Modernisten als „verbildet“ bezeichnen, ist dies vielleicht nur das Fortwirken des alten bildungsbürgerlichen Ressentiments gegen die Avantgarden – Schmitthenner versus Scharoun. In dieser Tradition steht etwa Christoph Stözl, früher Direktor des deutschen Historischen Museums und jetzt CDU-Vorsitzender in Berlin, wenn er die Rehistorisierung der Straße Unter den Linden vom Brandenburger Tor bis zum rekonstruierten Schloß fordert. Bedenkt man aber, daß wir gerade Zeugen des Abgangs des Bildungsbürgertums werden, so scheint das Zurück zur Konvention doch Ausdruck einer neuen kulturellen Konstellation zu sein.

Nicht auch beziehungsweise wesentlich Ausdruck der seit über einem Jahrzehnt herrschenden ökonomischen Konstellation?

Gerade die Risiken der deregulierten Arbeitswelt – Sennett spricht vom „flexiblen Menschen“ – können kulturell eher unflexible Menschen erzeugen. Ordnung und Konvention, Fragloses in einer fraglichen Welt sind gefragt. Sinkenden Aktienwerten stehen steigende Familienwerte gegenüber. Aber Kultur hat auch ihre Eigenlogik. Es sind nicht primär die ökonomische Krise oder die Wertverluste an der Wall Street, aber auch nicht der Schock des 11. September, die diesen Konservatismus erklären. Sicher, er kann als kulturelle Großwetterlage des Neoliberalismus gedeutet werden. Es gibt ihn schließlich schon seit den späten siebziger Jahren ungebrochen, aber er zehrt paradoxerweise gerade vom Optimismus dieser Ideologie. Der Boom des New Urbanism etwa lebt bis heute von der Hausse am Häusermarkt in den USA.

In dieser Lebenswelt von ökologisch sensiblen, neureichen Wertkonservativen ist aber Hochkultur nur noch eine marginale Größe. Sie wird entweder vom Staat oder, wie in den USA, von einigen wenigen Mäzenen getragen. Dort gibt es Umfragen, die ein dramatisches Nachlassen des Interesses an Hochkultur unter jungen Amerikanern signalisieren, die Liebhaber von Hochkultur seien durchweg über 50. Hier hält sich auch die Moderne des globalen Starsystems in der Architektur, von Eisenman über Koolhaas bis zu Libeskind und Herzog & De Meuron.

Unterhalb dieser Ebene einer schmalen Elite jedoch hat sich ein *Juste Milieu* ausgebreitet, dessen kultureller Konventionalismus das breite Mittelfeld der Gesellschaft abdeckt, in dem sich verschiedene Lebensstile und kulturelle Muster vermengen. In diesem Feld gibt es eine Vielzahl von sozialen Aufstiegs- und Abstiegsprozessen.

Aufstiegsprozesse galten in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts noch als selbstverständlich. Inzwischen redimensionieren Insolvenzen, Massenentlassungen in noch vor kurzem als aufstrebend geltenden Produktionsbereichen wie im Computersektor, dramatische Einbrüche im Anzeigenmarkt – mit entsprechenden Konsequenzen für bislang als stabil geltende Zeitungen – usw. usw. die jahrelang vom Markt belohnten Aufstiegsenerwartungen von Managern, Vertriebsleitern, Werbeagenten, Medienleuten, Beratern erheblich. Unerwartet schnell wird so aus manchem sozialen Höhenflug (high) ein abruptes soziales und individuelles Downsizing (low).

Die zerplatzte Blase der Neuen Ökonomie hinterläßt sicher mehr Low als High, nur: das Immunsystem des flexiblen Menschen, zu dem auch die kulturelle Dimension gehört, verarbeitet diese Erfahrung individuell. Die Demonstration der Zugehörigkeit zur Mitte wird um so wichtiger, je weniger man ihr nahe zu sein scheint. Die größere Durchlässigkeit der Bildungssysteme hat in den meisten Gesellschaften der ökonomisch entwickelten Welt größere Aufstiegschancen eröffnet. In der Regel ist das Erlangen von Statuspositionen in diesem Feld nicht mehr zwingend an einen definierten kulturellen Habitus gebunden. Aber gerade dadurch wurde der Sog zur „Mitte“ gesteigert. Die Mitte, von der keiner recht weiß, wo sie eigentlich liegt, ist der imaginäre und dennoch reale Ort, an dem die Unterschiede von High und Low zersetzt werden und ein neuer Normal- und Sollzustand definiert wird. Der Populismusschock scheint anzuzeigen: Die Mitte ist kulturell konservativer, als die Konsensunterstellungen bisher vermuteten. Die individualisierende Erfolgsmoral des Neoliberalismus bietet wenig Raum für Großzügigkeit, also Liberalität im ursprünglichen Sinne des Wortes. Für die Kulturdiagnose folgt aus dieser, letztlich vom Markt erzwungenen Orientierung zur Mitte („The Fear of Falling“) aber auch, daß die Faszination des Low sich nicht mehr so recht einstellen will. Low ist gleich Loser.

Nicht jeder dot.com-Hochseilartist, der nach Jahren höchstbezahlter Jobs und mit Spekulationsgewinnen gepolsterter Lebenspraxis aus der Zirkuskuppel stürzt, wird sich gleich als Loser vorkommen. Und die sogenannte Mitte als Rettung empfinden.

„Mitte“ bietet als flexibles Modell auch hier einen Ausweg: Zurück zu alten Werten kann auch heißen: neue Bescheidenheit, neue Einfachheit, Askese, aber bitte gediegen. Umgekehrt kann neotraditionale Üppigkeit, etwa im Ornament, auch seriell, also preiswert sein. Las Vegas, die Kulissenstadt, kann auch als Lagunenstadt daher kommen: bezahlbar für die ganze Familie, zumindest: für viele Familien.

Noch vor dreißig Jahren konnten Robert Venturi und Denise Scott Brown mit einer kommerzialisierten Low Culture als Gegenbild



Reflexive Reklame.
Zeitungsanzeige,
Frankfurter Allgemeine,
24. Oktober 2002

kokettieren: Learning from Las Vegas. Deren Regisseure passen diese Massenkultur mittlerweile den kulturellen Standards der Mittelstandsgesellschaft an und tilgen die letzten Spuren ihrer „Veruchtheit“. „Learning From Lake Como“ heißt die Devise, wo sich das Hotel Bellagio am Idyll der europäischen Kleinstadt- und Dorfkultur orientiert. Die neotraditionalen Bilder füllen sich mit sozialer Realität, sie werden zum kulturellen Medium der neuen Mitte. Zusammenfassend: High und Low sind nach wie vor reale Kultur- und Sozialformen. Gleichwohl sind beide derart marginalisiert, daß die wesentlichen Distinktionskämpfe der Gesellschaft zwischen diesen Polen stattfinden. In ihrer sozialen Bedeutung unberührt bleibt von diesen Tendenzen einzig die klassische Oberschicht. Der Mannheimer Soziologe Michael Hartmann hat unlängst nachgewiesen, daß nur noch im Topmanagement der Bundesrepublik eine auffallende Selbstrekutierung stattfindet.

Die „neue Mitte“ scheint sowohl als Ideologie zu funktionieren als auch eine neue Realität zu begründen. Sie konstruiert sich im Muster der Kultur. Sie ist keine eindeutige Klassen- oder Statusgruppe, und gerade dadurch wird der symbolische Kampf um Zugehörigkeit um so wichtiger. Sie verweist auf eine Gesellschaft im Umbruch, in der sich die alten Konfliktmuster nur noch zitieren, aber nicht aktualisieren lassen. Die Rückkehr zu einer traditionellen Gewerkschaftspolitik ist ebenso wenig denkbar wie ein Bedeutungszuwachs für die bildungsbürgerlichen Eliten, die Fiktion einer „neuen Bürgerlichkeit“. Selbst in der Krise scheint der Konsenszwang der Mitte, verwaltet von einer milden – was sonst? – Leistungselite, Alternativen unmöglich, nein: gar nicht erst denkbar zu machen.

Das Gespräch führte Peter Neitzke